

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 40

Artikel: Die Flucht [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE FLUCHT

Novelle von A. Fankhauser

1. Fortsetzung

Nun sang Frau Lenina und trieb in der Küche mit der kleinen Gawriela Unfug. Sie war überzeugt, daß Iwan ihr recht gegeben, daß er auf seinen Plan, in die Schweiz zu reisen und sie mitzunehmen, verzichtet hatte, daß er beschloffen, vorsichtig zu sein und sich vor den Behörden keine Blöße zu geben, daß sich alles zum besten wenden müsse. Sie würde weiter arbeiten, auf dem Büro, wie bisher, sie würde sorgen, er durfte feiern, die Kleine hüten und einige Zeit studieren, sich weiter bilden, bis die verrückten Spionenriecher eingesehen, daß Iwan Zraggen ein harmloser Mensch sei, den man getrost wieder einstellen dürfe.

„Wir gehen trotzdem ins Theater, Wanjä . . .“ rief sie aus der Küche. „Wir müssen uns überall zeigen, wie bisher . . . wir dürfen uns nicht zurückziehen. Das würde auffallen . . .“

„Jaja . . . das müssen wir . . .“ sagte er und zog die Stirn finster zusammen. Vor ihm brannte das Feuer hell auf. Er legte sorgfältig größere Klöße über die Reiser, schichtete den Ofen bis zuoberst voll und starrte den leckenden Flammen nach, wie sie hinaufstiegen, die Lücken und Windungen des Holzstoßes entlang, dem fließenden Rauche nach. Dann verschloß er den Ofen, richtete sich auf, streckte sich und zwang sein Gesicht zu einem sorglosen Lächeln.

„Gawriela wird warm haben, und wenn wir vom Theater heimkommen, werden auch wir warm haben und zusammenfrieren bis spät . . .“ sagte Frau Lenina. Und als sie die Kleine schlafen gelegt und das Essen aufgetragen, fuhr sie mit ihrem Plänemachen fort und redete sich in völlige Sicherheit hinein. Iwan widersprach ihr nicht. Er unterdrückte seine heimlichen Sorgen mit einem sonderbar boshaften Behagen. Man konnte alles genießen, sogar die übertriebene Heiterkeit einer Frau, die nicht ahnte, welche Teufeleien das Schicksal vorhaben könnte, und man konnte sich vormalen, wie lang ihr Gesicht sein würde, wenn diese Teufeleien an den Tag kamen.

Als sie mit der überfüllten Trambahn vor dem Theater ankamen und zwischen den herbeiströmenden Besuchern die Treppe zum Portal hinaufstiegen, stieß Lenina ihren Mann mit dem Ellbogen an und flüsterte ihm zu: „Dort geht der Ingenieur Georgiew . . . du mußt ihn grüßen . . .“ Iwan hielt sich die Seite, denn Leninas Ellbogen stieß immer mit übertriebenem Temperament. Er wollte sich dem Kollegen Georgiew nähern und ihn ansprechen. Aber es gelang nicht. Der Mensch hatte Zraggen gesehen, drehte jedoch sein Gesicht auffällig weg und drängte eilig nach oben.

„Das ist Nummer eins“, sagte Iwan leise.

„Was sagst du, Iwan?“ fragte Lenina und sah ihn an.

„Das ist der erste, der mich boykottiert.“

„Aber das ist ja Unsinn, Wanjä . . . sie werden dich nicht boykottieren. Du bist entlassen, aber du hast nichts mit der Tscheka zu tun. Warum sollten sie dich boykottieren?“

„Schau!“ rief Iwan, „dort steht die Genossin Natascha Kirowa, vom Laden an der langen Straße . . . die mußt du grüßen!“

Frau Lenina eilte auf die Kirowa zu; sie war sicher, daß die Genossin, die ein wichtiges Wort in den Betriebsversammlungen des großen Ladens besaß und deren Mann eine Rolle in der Partei spielte, sie hatte kommen sehen. Umso mehr er-

schrack sie, als die Gesuchte ihr mit einer harten Bewegung den Rücken zuwandte und so eifrig mit einer andern sprach, daß es unmöglich wurde, ihr die Hand zu bieten. Lenina blieb stehen und wartete auf Iwan.

„Das war Nummer zwei . . .“ flüsterte Iwan.

„Glaubst du wirklich?“ Lenina war verzagt und verwirrt. Dann stieg auf einmal die Rornröte in ihr Gesicht. Iwan packte ihre Hand und hielt sie fest. „Keine Dummheiten machen, Katja!“

Sie riß sich los. „Ich mache keine Dummheiten, aber das ist mir zu viel . . .“ Mit einem Sprung stand sie vor der Kirowa und streckte ihr die Hand hin. „Guten Abend, Genossin Kirowa, ich muß Sie etwas fragen. Ist es wahr, daß Sie ihm Verdacht stehen, Waren aus Ihrem Laden verschleppt und an einen alten Bourgeois verkauft zu haben? Man hat mir den Rat gegeben, Sie nicht mehr zu grüßen, damit ich nicht auch verdächtig werde . . .“

Während sie das sagte, streckte sie der überraschten Ladenvorsteherin beharrlich die Hand entgegen. Dabei blickte sie herausfordernd in die Gesichter der Umstehenden und weidete sich an der Neugier und Betroffenheit der Frauen und Männer, die fast alle der untern Sowjetbürokratie angehörten und die, sobald sie die Worte der erregten Lenina gehört hatten, eine merkwürdige Bewegung in den Schultern zeigten, gleich als möchten sie rechtsumkehrt machen und sich aus der Nähe der Kirowa fortstellen.

Das erste, was geschah, war, daß die Kirowa ihre Hand in die der Lenina legte und herauszischte: „Verdammte Verleumdung!“

Nun gab sich die Lenina einen Ruck. „Genau das habe ich den Leuten gesagt! Genau das! Und ich habe weiter gesagt: Ich müßte eine hündische Seele haben, wenn ich dieser Verleumdung wegen der Kirowa die Hand verweigern und den Rücken zeigen sollte. Wo soll das mit unserer neuen Gemeinschaft hinaus, wenn jeder Verleumder Gift zwischen die besten Bekannten säen kann?“

Die Kirowa hatte nach und nach begriffen, daß Frau Lenina die verleumderischen Leute erfunden habe, um ihr einen Tritt zu versetzen. Mit hochmütigen Augen, hochrot im Gesicht, antwortete sie: „Da hast du den Verleumdern recht geantwortet, Lenina Zraggen. Du wirfst mir die Leute mit Namen nennen müssen, liebste Lenina . . . Unserer steht ja auf keiner schwarzen Liste. Wir haben echt russische Männer, verlässliche Genossen, ach ja, glücklicherweise. Und wir bekommen keine Lügenbriefe aus dem Ausland, und wir verpfeuschen keine Planzeichnungen und sind nicht schuld, wenn die Eisenbahngelände fehlerhaft angelegt werden und wenn infolgedessen die Lokomotiven entgleisen. Ich sage immer, wir bekommen nicht Ruhe, bevor die letzten verdammten Ausländer eingesperrt sind!“

Damit wollte sie sich wegdrücken und die Lenina stehen lassen. Aber sie hatte nicht überlegt, daß die junge Frau sich vorgenommen, auf jede Demütigung mit einer neuen zu antworten, und sie schätzte diese Entschlossenheit der Gegnerin viel zu gering ein.

„Ich werde dir die Leute mit Namen nennen!“ rief Lenina überlaut. „Einen richtigen Schwarzhandel habt ihr zusammengetrieben, du und der Bourgeois, und dein Mann wird sich ver-

wundern, wenn er hört, wie du dem Burschen den Kopf gestreichelt . . . und es wird dir nicht viel helfen, daß er ein Genosse ist, dein Mann! Er wird sich gegen dich wenden, Natafcha Kirowa. In der Partei gibt es keinen Spaß, und die Strafen für fehlbare Genossinnen sind doppelt so scharf, wie für Parteilohe . . .“

Die Reden waren so rasch losgebrochen, daß Iwan nicht dazwischentreten konnte. Er wartete ruhig ab und zog die Schultern ein, als ob er sich damit tarnen und für die Augen der Zuschauer unsichtbar machen könne. Nun trat er vor und zog die wild gewordene Lenina mit hartem Griff an sich.

„Du bist verrückt!“ sagte er. „Du lägst drauflos wie eine Besessene. Was wirst du noch anstellen! Wir werden boykottiert . . . das müssen wir gewärtigen. Wenn wir wieder in Ansehen und Ehren stehen, geben uns die Hündchen wieder die Pfötchen. So ist das doch . . . wir haben es ja schon einmal erfahren!“

Seine letzten Worte hatten den Umstehenden gegolten, und es war sonderbar, wie seine Freundlichkeit, gemischt mit seinem Hohn, in den Gesichtern wirkte. Die meisten drehten sich weg, andere bestätigten mit hochgezogenen Brauen, daß sie Zraggen verstanden. O ja, sie kannten diese Dinge: Es wird ruckbar, daß Genosse so und so in Ungnade gefallen sei, daß der Sowjetbürger so und so verfest, auf einen untergeordneten Posten verschoben worden sei . . . gleich bildet sich um ihn eine sonderbare Leere. Er ist außerstande, seine bisherigen Bekannten zu grüßen, auch die besten machen einen Bogen um ihn herum, wenn sie ihn sehen. Kein Gesicht, das sich nicht von ihm abwendet. Keiner will Teilhaber und Mitträger der Ungnade sein, keiner will sich der Gefahr aussetzen, mitverhaftet zu werden, wenn der Ungnade die Verhaftung folgen sollte.

Iwan Zraggen führte seine Frau durch die dunkle lange Straße nach Hause. Sein Herz war schwer. Er gab Lenina kein böses Wort, preßte nur ihren Arm, als ob er ihr wildes Weinen damit zurückdämmen, ihre Wut besänftigen könne. Sie verlangte nicht, daß er die Trambahn besteige, sie fürchtete, nochmals Gesichter zu treffen, die sich von ihr abwandten. Müde kamen sie nach einer Stunde vor ihrer Haustür an.

Im Zimmer aber brach Lenina los. Sie warf sich rücklings auf ihr Bett und heulte, sie wand sich wie ein Tier in Krämpfen und wälzte eine Flut von Schimpfworten. Eine feige Bande waren die Menschen. Verräter waren sie alle, alle! „Jeden, auf den du mit den Fingern zeigst, von dem du sagst, er ist gezeichnet, sprucken sie an. Aber so ist das: Sie haben die heilige Religion in den Menschen zerstört! Kann ein rechtgläubiger Mensch seinen Bruder ansprucken? Kann er Steine auf einen werfen, von dem sie sagen, er sei gezeichnet? Er wird barmherzig sein, Wanjä, barmherzig! Er wird den Schuftin und den Tschekisten zum Troß dem Verdächtigen die Hand reichen . . . Hast du je davon gehört, daß man einem Verurteilten, einem Verbannten, nicht die Hand reichen, nicht ein Stück Brot geben durfte? Bevor diese Bande regierte, durften wir alle Mitleid mit den Gezeichneten haben. Alle standen wir zusammen . . . Jetzt ist es verboten und gefährlich . . .“

Sie richtete sich plötzlich auf und schaute Iwan ins Gesicht. „Sag, Wanjä . . . find sie in der Schweiz barmherzig?“

Er blickte starr ins Leere. „Vielleicht, vielleicht nicht . . .“

„Sag, lieber Wanjä, find sie auch feige wie diese Hunde hier? Helfen sie auch die Gezeichneten totschlagen? Riechen sie auch, wenn einer in Ungnade gefallen, ziehen sie auch den Raketen ein und bekommen sie auch den Knieschlotter, wenn er sie mit seinen Augen sucht?“

„Wenn es so gefährlich würde wie hier . . . wahrscheinlich auch“ sagte Iwan dumpf. Er dachte über ihre wilde Anklage nach. „Siehst du, Jekaterina Gawriela“, brummte er, „nun ist dir leichter geworden. Du mußt nun schlafen gehen. Morgen fährst du wieder ins Büro, und ganz gewiß werden sie dich dort auch boykottieren. Das geht nun in dieser neuen Welt einmal

so. Es ist wie ein Fieber. Aber vielleicht hat einer der Kameraden doch den Mut, dir die Hand zu geben oder dir ein Scherzwort zuzurufen. Wenn du einen findest, dann sag ihm, ich lasse ihn grüßen . . . und die mutigen Kerle seien glücklicherweise noch lange nicht ausgestorben . . .“

Lenina hatte ihm mit offenem Munde angehört. Daß man sie auch im Büro boykottieren könnte, war ihr nicht eingefallen. Sie war auf einmal verzagt wie ein Kind. „Wenn sie mich auch im Büro nicht begrüßen, kann ich nicht arbeiten!“ flüsterte sie. Er nickte ihr mahnend zu. Nein, sie müsse arbeiten. Wenn sie nur arbeiten könne, sagte er. Boykottiert werden, das mache nichts aus. Sie witterte hinter seinen dunklen Worten neue, unausdenkbare Überraschungen.

„Wie meinst du das, Wanjä, was willst du damit sagen?“

„Ach, ich will gar nichts damit sagen, hörst du, gar nichts! Du sollst dich nur beruhigen! Du solltest begreifen, daß unser neues Rußland dem alten Rußland gleicht. Sie hatten schon immer gute Nasen für die Verdamnten, die Leute, die oben saßen, in den Ämtern und drum herum. Und weil das ganze Volk gegen die Regierung war, hatten die Leute Mitleid mit den Verfolgten. Nun ist es eben so gekommen, daß der große Haufen sein Brot von der Regierung hat . . . da r u m ist es aus mit dem Mitleid . . .“

Er blieb sitzen und dachte nach. Ja, so war das! Und das übel schien ihm zu sein, daß zwischen dem großen Haufen Volks und der Regierung nicht mehr die alte Feindschaft bestand. In der Feindschaft zwischen den beiden Lagern gedieh die Gemeinschaft der Leute, die alle denselben Feind zu fürchten hatten, die Regierung des Zaren mit seiner Polizei. Nur wenn ein Krieg kam, beugte sich Väterchen Zar zum Volke, und für kurze Zeit waren sie einig und halfen einander gegen den Feind von außen. Gegen den französischen Kaiser Napoleon, oder gegen die Türken . . .

Lenina machte Tee. Sie war viel gefasster und eilte den Überlegungen des Mannes voraus. Ja, sie wurde nun wieder lebhaft und wirbelte in Plänen herum.

„Und in der Schweiz?“ fragte sie, „haben sie auch alle ihr Brot von der Regierung? Müssen sie auch alle um ihre Posten fürchten . . . und wenn sie einen wissen, der aus seiner Stelle flieht, müssen sie auch alle einen Stein aufheben und nach ihm werfen, um ihre eigene Stelle zu behalten?“

„Nein . . . noch nicht, gottseidank, und so Gott will, nie!“

„Dann fahren wir nach der Schweiz!“ rief Lenina. „Aber nein, ich kann ja nicht mitkommen. Ich kann nicht meine Leute verlassen. Die dummen Kerle sollen mich boykottieren, wenn sie Lust haben. Ich will ihnen die größten Frechheiten sagen . . . sie dürfen mir nicht einmal antworten, wenn sie nicht verdächtig werden wollen. Keine Angst, lieber Iwan . . . ich will nichts sagen, das mir und dir schadet . . . ich will sie nur aufziehen und ihnen erzählen, wie die Weiber sie zu Hause tyrannisieren und wie sie nicht ausgehen dürfen, und wie sie keine Hauschlüssel bekommen, genau wie die alten Bourgeois . . .“

„Jekaterina Gawriela . . .“ machte Iwan, „das Beste wäre, wenn du gar nichts sagen und keinen aufziehen würdest! Wenn du ihnen von den tyrannischen Weibern erzählst und sie auslacht, weil sie sich die Tyrannei zu Hause gefallen lassen, könntest du leicht in Verdacht kommen . . . nämlich . . . es könnte einer behaupten, du meinstest gar nicht die Weiber zu Hause, sondern die Bürokratie und den Staat, und du kannst nicht sicher sein, wie sie deine Anspielungen auf den Hauschlüssel auslegen. Wer einen eigenen Hauschlüssel hat, der hat auch seine Freiheit, wer aber die Freiheit nicht hat, der könnte danach hungern, und wenn ihm jemand vom Hauschlüssel plaudert, den er nicht bekommt, so sieht das von weitem aus wie eine politische Verhöhnung. B i s h e r hast du sie aufziehen dürfen . . . aber von morgen an ist jedes deiner Worte verdächtig. Das solltest du bedenken . . .“

Frau Venina mußte immer von neuem über Zwan staunen. Was ihm nicht alles einfiel, diesem feinen Lächler! „Gut“, sagte sie, „ich werde sie nicht aufziehen. Aber wenn mich einer nicht grüßt, stell ich ihn zur Rede und sage ihm, daß ein anständiger Kamerad einen Kameraden grüßt, und zweimal grüßt, wenn es eine Frau angeht . . .“

„Alles wirst du schief machen, Zekaterina Gawriela“, rief Zwan. „Du wirst reden statt schweigen, und darum wird es schief gehen.“

„Gut“, sagte sie, „dann werde ich ganz schweigen.“
Nach diesem Gelöbnis gingen sie schlafen.

Fortsetzung folgt.

Gespenstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Correvon

Das Gespensterhaus.

Einmal stahl sich eine Frau in das Haus hinein, heimlich, ohne daheim etwas zu sagen. Die hat eine andere Tafelrunde gesehen und einen andern Reigen erblickt, darob ihre Haare sich sträubten. Denn neben der Reistrockdame saß ihre Nachbarin, die heute noch lebt und die ihre Dienstmädchen plagte. Und zwischen den Herren mit Allongeperücken, den Bauersfrauen mit den verbläuten Schwefelhüten, dem Schiffer, der einstmals die Flöße die Aare hinunter lenkte, der Klosterfrau und dem Mönch erblickte sie noch andere Männer und Frauen, die unter den Lebenden weilen. Alle, alle erkannte sie, und erriet, weshalb sie im Gespensterhaus weilen mußten. So sehr schlugen die Wogen des Erkennens und des Wissens über ihrem Haupt zusammen, daß sie ohnmächtig nieder sank. Ein Pfeifen, ein Tuscheln — als sie wieder zu sich kam, lag sie allein in den leeren Räumen.

Und eine andere Frau, die gleichfalls heimlich in das Haus eingedrungen war, sah, wie Totengerippe sich zu Tische setzten und ein Koch in der Küche Speisen aus Blut zubereitete. Sie mußte ihre Neugier mit dem Leben bezahlen.

Von Zeit zu Zeit geht eine Welle der Aufklärung über den Spuk im Gespensterhaus. „Geht nach Hause“, redete oftmals der damalige Besitzer des Baues den Leuten zu, die hinter den Pfeilern der gegenüberliegenden Laube versteckt ans Haus hinauf sahen: „Geht schlafen — es gibt ja gar keine Gespenster.“ Aber die Leute sahen Licht zwischen den Fensterläden sich durchstehlen. Und oftmals wurde es durch einen Schatten verdunkelt. Die Polizei nahm sich der Sache an und hob ein Diebsnest aus, das sich im Gespensterhaus eingenistet hatte. „Das sind die Gespenster“, sagten dann die Leute und lachten die, welche an Geister-spuk glauben, aus.

Und vor nicht langer Zeit hat ein Herr mit Wünschelruten das Haus untersucht und ungemein starke radioaktive Quellen entdeckt. Die laufen, so sagten seine Pläne, durch das ganze Haus, werden in seiner Mitte am stärksten, gehen sodann über die Straße ins Nachbarhaus, durch dieses hindurch, und hierauf als schwacher Streifen über den Abhang bis zur Aare hinunter. „Das sind die Geister“, setzte der Jubel unter den Fachkundigen ein. „Diese Quellen lösten bei Menschen und Tieren die Krankheiten aus.“ — An einem der grünen Fensterläden erschien zu jener Zeit eine lange, schmale Hand und stieß ihn ein wenig auf. Und auf die Straße herunter tönte ein Rächern. —

Aber es gibt alle hundert bis zweihundert Jahre einmal etwas Außerordentliches. Da erscheint im Gespensterhaus eine uralte Frau. Wann hat sie gelebt? Wann war sie einmal jung? Grau sind ihre Gesichtszüge, und aus den zahllosen Falten blicken Jahrhunderte. Sie setzt sich im ersten Stockwerk mitten in den Raum. Dann trennt sich eine schöne Frau in den Kleidern längst verflorener Zeiten von der einen Wand, schreitet auf die Alte zu und verbirgt ihr Antlitz in deren Schoß. „Horch hinunter“, befiehlt die alte Frau und hält ihren Kopf fest. Von weit, weit unten erklingen Stimmen. Eine Frau weint und klagt zum Gotterbarmen. „Das ist die Braut“, sagte sie mit harter Stimme, „der du den Bräutigam mit deinen Rosen vergiftet hast.“ Die schöne Frau zuckt zusammen und will sich erheben. „Bleib“, befiehlt die Alte, „du hast noch nicht alles gehört.“ Schreie, Jam-

mern, Klagen, furchtbares Weinen tönen von unten herauf, ein Weinen, das durch Mart und Bein geht. „Das ist seine Mutter“, sagte die Alte scharf. „Der hast du den Sohn mit deinen Rosen getötet.“ Die schöne Frau stöhnt auf. „Bleibel!“ sagt die Alte, „noch immer hast du nicht alles vernommen.“ Sie hält die Frau mit beiden Händen, so daß sich diese nicht rühren kann. „Horch hin!“

Eine laute Männerstimme klingt herauf, zuerst befehlend, bestimmt, kurze Worte aussprechend. Dann geht sie plötzlich in Klagen über. Der Bach draußen auf der Straße, der unter dem Pflaster hinunter rinnt, fängt an zu rauschen, immer stärker und stärker. Noch immer die Männerstimme. „Ich habe sie gebeten und angefleht: komm um des Kindes willen heim — hundertmal, tausendmal. Sie hat kein Weinen nicht hören wollen. Jetzt ist es tot, jetzt wäre es zu spät.“ Die schöne Frau windet sich im Schoße der Alten. Das Rauschen des Baches geht in einen eintönigen Gesang über. Jetzt setzt von ferne eine fremde Glocke klagend ein. „Wir tragen sie zu Grabe“, ruft die Männerstimme verzweifelt. „Sie hat ihre Mutter nicht mehr gesehen.“ Der Grabgesang ertönt lauter; die Glocke geht in ein Wimmern über.

Die schöne Frau sinkt tränenüberströmt zu Boden. „Noch einmal hundert Jahre, und dann noch einmal hundert“, murmelt die Alte vor sich hin. „Wir sehn uns alsdann wieder, Rosenkönigin“, sagt sie zur schönen Frau.

Der Wald rauscht.

Der Wald von Bern rauscht — wie lange schon? Seit Jahrhunderten, gar Jahrtausenden? Was wissen wir?

Fangen wir bei den Urkunden an. In der goldenen Handveste von 1280, in der Bern durch Friedrich II. Reichsfreiheit verliehen wurde, sind die Wälder erwähnt: Bern erhielt sie zur Nutznießung und zum Geschenk. Der Forst aber soll im Jahre 1324 mit dem Kauf der Festung Laupen an Bern gekommen sein. Der Wald bildete ein Stück der Gemeindegrenzen. Engi und Sulgenbach freilich gehörten noch nicht zu Bern. Durch Jahrhunderte hindurch hat sich diese Deutung der Besitzergreifung der Wälder erhalten — durch Jahrhunderte hindurch gingen aber auch Zweifel an deren Richtigkeit.

Damit aber ist die Geschichte der Wälder und ihr Ursprung noch lange nicht erschöpft. Alt sind sie, sehr alt, wie jeder Bach, jedes Wasser, jeder Hügel in Bern.

Wem haben die Wälder vor der Gründung Berns gerauscht? All den Völkern, die durch die trübe Flut der Völkerwanderung in unser Land geschwemmt wurden, vor allem den Burgundionen und Alemannen. Sie setzten sich im Osten und Westen unseres Gebietes fest. Sie stießen auf dem Streifen Land, der sich zwischen sie hinzog, immer wieder aufeinander. Verbeerung, Verwüstung waren die Folgen. „Wüstes Land“, „lechländ“ wurde das Land genannt. Wälder rauschten, moß Urwälder, durch die sich Wölfe, Bären, Hirsche Wege brachen, und in denen Wildkazen und Luchse von den Ästen herab ihre Opfer anfielen. Waldwüsten, lernten wir in der Schule, bedeckten unser Land. War dies damals der Fall?

Als Bern die Wälder erhielt, war das Land sicherlich nicht